Der Courier

Organ der deutsch sprechenden Canadier
Erscheint jeden Mittwoch.

Herausgegeben von der „Saskatchewan Courier Publ., Co., Ltd."

C. E. Eymann, Geschäftsführer und Chefredakteur.

Redaktion, Expedition und Druckerei: 1835—1837 Hatfing Strasse, Regina, Sask. In der Nähe des Marktplatzes. Telephon 3391.

„Der Courier"
Die grosse Mittwoch-Ausgabe von 8 bis 24 Seiten kostet bei Vorausbezahlung $2.00 pro Jahr.

Neue Ratenkarte gibt volle Information.

Besondere Raten für „Kleine Anzeigen", wie Auktionen, Farmverkäufe, Stellen- und Heiratsgesuche, Verlangt, Verloren, Gefunden, Entlaufen, Zugelaufen, Verpachten, usw., sowie Taxigesuche Geschäftsbadeckten, gegen Vorausbezahlung
Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig .. 50 Cts.
Für jede zweite Insertion ..... 25 Cts.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig .. 75 Cts.
Für jede zweite Insertion ..... 50 Cts.
Für jede weitere Anzeige dieselben Beträge.

Berichte und Mitteilungen für die Schriftleitung sowie Anzeigen und Aenderungen laufender Anzeigen müssen spätestens Sonnabend Abend eintreffen, wenn dieselben noch Aufnahme in der folgenden Nummer finden sollen.

Korrespondenzen und Mitteilungen aus allen deutschen Kreisen und Ansiedlungen werden jederzeit gern aufgenommen.

Die Leser werden gebeten, Adressenänderungen sofort mitzuteilen und dabei die alte und die neue Adresse anzugeben; ebenso bittet die Expedition um sofortige Benachrichtigung, falls eine Zeitung einmal ausbleibt oder verspätet eintrifft.

Dysart, Sask., Apr. 1920.

Nachdem unsere katholische Gemeinde St. Johann alles Material für die neue Kirche, für das Gelände und zur ersten Anzahlung an die Baumeister Kottulak und Lanfusky bereits über 8000 Dollars bar bezahlt hat, hat unser Hochwürdigster Herr Erzbischof uns eine Anleihe von 6000 Dollars von seiten der bischöflichen Korporation zugesagt.

In einem besonderen Schreiben an unsere Truitees haben Seine Gnaden seine herzlichste Gratulation zum Gelingen dieses schönen Werkes und zur Großmütigkeit unserer Leute gesandt.

Bis zum 24. Juni wird das „Basement" fertig sein und an diesem Tage wird die feierliche Weihe des Grundsteins stattfinden ebenso die Gründung des kath. Volksvereins, wozu eine Anzahl Priester und die Herren der Generalleitung eingeladen werden. Vorher findet eine sechstägige hl. Mission statt.

Im nächsten Herbst hoffen wir unseren Hochwürdigsten Herrn Erzbischof in unserer Mitte in Dysart zu haben zur Weihe der Kirche und Spendung der hl. Firmung.

Einige Leute in der Pfarrei Lemberg haben ihren Verwandten und Freunden in Dysart etwa 170 Dollars zu unserer neuen Kirche geschenkt, darunter waren Johann Kraus, welcher allein 100 Dollars schenkte. Allen diesen Spendern unseren innigsten Dank mit einem herzlichen „Vergelts Gott". Auch danke ich innigst wiederum mit einem herzlichen „Vergelt's Gott" allen Andersgläubigen von Dysart, welche über 600 Dollars dazu gespendet haben. Alle Namen der Wohltäter und Spendern werden später bekannt gemacht und im Grundstein zur Kirche beigelegt werden.

Pfarrer Jakob Wilhelm.

Aufgebot in Masse

Im Haag. — Wie ein aus Sowjetrußland zurückgekehrter Vertreter des Amsterdam Handelsblad schreibt, hat Rußland die Soldaten bis zu 35 Jahren und die Offiziere ohne Rücksicht auf Alter vollständig mobilgemacht. Sie sind gezwungen, unter der beständigen Aufsicht von Bolschewiki-Kommissaren zu fechten, sagt der Korrespondent. Die Sache ist sehr einfach. Ein Soldat, welcher die Bolschewiki verratet oder seine Pflicht verletzt, wird erschossen, oder wenn ihm die Flucht gelingt, so wird seine Familie an seiner Stelle getötet. Der Korrespondent, der anscheinend bestrebt war, unparteiisch zu urteilen, speiste auf der Fahrt nach Moskau von der polnischen Front verschiedentlich mit Bolschewiki-Offizieren. Die Soldaten sind sehr höflich und es scheint eine ruhige und angenehme Disziplin vorhanden zu sein. Der Soldat erhält eine Monatslöhnung von 800 Rubel, der Kompagnieführer 2800 und ein Regimentskommandeur 4200. Die früheren Generale der Armee des Zaren, von welchen jetzt sechs in Trotzkys Stab dienen, bekommen 6000 Rubel im Monat. Niemand in Rußland erhält ein höheres Gehalt, abgesehen von Lenine, der gegenwärtig 8000 Rubel im Monat bezieht. Jedes Armeekorps der roten Armee hat eine Behörde von Kommissären und überdies ist für jedes Regiment, Bataillon, Brigade und Division ein Kommissär vorhanden. Die Offiziere dieser Armee werden Führer genannt, sie tragen ein Armband mit dem Sowjetwappen, unter dem sich die Rangabzeichen befinden. Die rote Armee, sagt der Korrespondent, wird nicht von dem jungen Proletariat geführt, sondern von der dekadenten Bourgeoisie. Der Gegensatz zwischen den verschiedenen Typen im Offizierskasino in Kräpke, nahe der polnischen Front, war auffallend. Der Brigadekommandeur war ein liebenswürdiger Herr, früher Oberst im Heer des Zaren, der ein schönes Französisch sprach. Von den beiden Kommissären hatte einer ein fast aristokratisches Aussehen, der andere ist ein großer, ungeschlachter Geselle mit einem brutalen Gesicht. Nachdem die Stärke der roten Armee so lange unterschätzt worden ist, fährt der Korrespondent fort, soll man sie jetzt nicht übertreiben. Vor einem Jahre sei es eine lächerliche Armee gewesen, ihre Stärke bestehe jetzt aber darin, daß ihre Gegner noch schlechter seien.

The Aim of the Foreign Language Newspaper of Canada:

To help preserve the ideals and sacred traditions of this, our adopted country, the Dominion of Canada: To revere its laws and inspire others to respect and obey them: To strive unceasingly to quicken the public's sense of civic duty: In all ways to aid in making this country greater and better.

Die neuen Herren von Wien

Beim Opernhause am Eingang der Kärntner Straße drängt ein Auto das andere. Sie kommen vom Karlsplatz gerast, stoppen ein wenig an der verkehrreichen Ecke und sausen dann weiter durch das Gewühl zur inneren Stadt, wo der Einturm des Stefansmünsters in ewiger Schönheit emporstrebt. Wer es versucht, einen Blick in die vornehmen Wagen mit spiegelnden Wänden und dicker Gummibereifung zu werfen, wird ohne Zweifel erstaunt sein über den seltsamen Gegensatz zwischen den „feschen" Gefährten und ihren Insassen. Früher, ehe Alt-Wien zusammenstürzte und ein neues aus dunklen Tiefen heraufquoll, bildeten Wagen und Herrschaft gewissermaßen eine geschlossene Einheit. Zwischen den roten und braunen Polstern sah man die Würdenträger der Krone, die klugen Köpfe bekannter Diplomaten, den alten Feldmarschalleutnant in weißer Gala mit grünem Federbusch auf dem Zweispitz, den Großkaufmann aus dem Börsenviertel und allerlei fremde Herrlichkeit, die der Glanz des Habsburger Zepters nach Wien gelockt hatte. Heute sucht man vergebens nach diesen Gestalten im Straßenbild. Sie sind versprengt und verschwunden, teils heimatlos in der Ferne, verlorenen Träumen nachträumend, teils irgendwo vergraben im Land, wohin der gellende Lärm der republikanischen Zeit nur gedämpft dringt. An ihrer Stelle hat nun das neue Wien es sich auf den guten Polstern bequem gemacht. Man kann nicht behaupten, daß diese neuen Herren ein ausreichender Ersatz für das Vergangene seien. Die kostbaren Pelze, die Kleider nach neuestem Schnitt aus englischem Tuch, die dänischen Wildlederhandschuhe und die Ebenholzstöckchen mit zierlichen Elfenbeingriffen sind nicht imstande, ihre Träger als vollwertige Vertreter einer neuen Kultur zu legitimieren. Vielfach genügt ein einziger Blick für die Feststellung, daß dieser Herr im rotlackierten Auto vor zwei Jahren noch Häuseragent in der Leopoldstadt war, und jener im graublauen Phaeton vor dem Umsturz mit alten Kleidern und Fellen handelte. Die meisten von ihnen sind wohlgenährt, haben kluge, listige Augen, blicken wie Heerführer über die Menge hinweg, ohne in Wirklichkeit über der Masse zu stehen, und zeigen bei jeder Gelegenheit, daß sie neben der wertlos gewordenen Krone noch allerhand nette „Valuta", namentlich Franken und Dollars, in ihrer Brusttasche führen. Fraglos gehört ihre Mehrzahl zu jener sympathischen Menschenklasse, von der Staatskanzler Renner kürzlich bemerkte, sie hätten die Logen im Burgtheater und in der Oper nur deshalb gemietet, um während der Vorstellungen ihre Schiebergeschäfte und Preistreibereien in aller Ruhe verrichten zu können.

Mit diesen erfolgreichen Gliedern eines entarteten Bürgertums, die heute fünftausend Tonnen Kohle über die Grenze schmuggeln und morgen die letzten Lederbestände verschwinden lassen, damit der Preis für das Schuhwerk noch einmal ums Zehnfache steigt, ist die Zahl der neuen Herren von Wien natürlich längst nicht erschöpft. Man findet die Herrschaften in allen Kreisen, nur nicht in dem soliden, kreuzbraven, allerdings etwas schwächlichen Altwienertum. Während dieses von Woche zu Woche sinkt, als sei ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt worden, schleudern die tieferen Schichten tagtäglich neue Würdenträger empor, die vor Herrschlust und Klassenhaß nicht aus noch ein wissen. Jeder von ihnen will nun nach Leoporellos Muster selbst den Herren machen und — was in diesem Falle dasselbe bedeutet — gehörig faulenzen. Der Staat kracht in allen Fugen und bettelt an den Pforten der reicheren Länder, die neuen Herren aber legen behaglich die Hände zusammen und lassen sich vom Reich dafür bezahlen. Ein Beispiel für viele: die Arbeitslosenunterstützung geht heute in die Millionen; als die Stadt aber einmal Schneeschaufler und Straßenreiniger brauchte, waren nur wenige Fäuste dafür zu haben. Andererseits zeigt sich als Folge der volksbeglückenden Revolution ein maßloser Drang nach Wohlleben und Großtuerei. Ich kenne zahlr. Straßenbahnschaffner, Shaufeure und Rosselenker, die heute mit Uhrarmbändern, kostbaren Ringen und teuersten Ledergamaschen sich auf den verachteten Offizier von Anno dazumal hinausspielen, während der einstige Oberst, der Arzt, der Advokat, der Hochschulprofessor gar nicht mehr wissen, woher sie das Geld für die Achthundertkronenschuhe nehmen sollen und ihren letzten Besitz veräußern.

Von den Soldaten- und Arbeiterräten, den Volkswehrleuten und sonstigen Standespersonen im neuen Staat braucht kaum geredet zu werden. Tatsächlich sind sie die wahren Beherrscher Wiens und machen von dieser Stellung ausgiebigen Gebrauch. Daß bürgerliche Versammlungen von ihnen kurzweg gesprengt werden, daß ihresgleichen unter dem Ruf „Mir san Terroristen!" ein harmloses Kaffeehauspublikum überfallen und durchprügeln, ist ganz in der Ordnung in einer Zeit, wo Macht vor Recht geht. Schon heute haben diese neuen Herren alles erreicht, woran es den armgewordenen Bürgern fehlt. Sie können sich ausreichend kleiden und nähren, sie haben Feierstunden in Hülle und Fülle und nehmen das, was sie arbeiten nennen, sehr gern zum Anlaß, ihre andersgesinnten, in Ordnung und Ruhe erzogenen Mitbürger noch tiefer zu drücken.

Wie lange das dauern wird? Man weiß es nicht. Vielleicht, bis der letzte Bürger wehrlos am Boden liegt; vielleicht, bis ein im Hintergrund lauernder Gespenst den Hexensabbat mit neuen, noch tollern Tänzen bereichert; vielleicht auch, bis die niedergestampfte Vernunft, der Sinn für Billigkeit und Recht sich wieder erholen. Einstweilen aber wird man die neuen Herren in ihrer Glorie gewähren lassen müssen. Sie werden als Sieger auf Trümmern im Auto fahren, werden in den Theaterlogen ihre Gewinne verrechnen, werden sechs- oder siebenmal in der Woche Fleisch essen, sich kleiden als tadellose „Gavaliere" und in stolzem Machtbewußtsein die neue „Mifera plebs" verachten. Was hinter dem allem kommt, geht sie nichts an.

„Neu-Australien", ein Kommunistenstaat.

Seit der Revolution schildert man in den glühendsten Farben den Segen und die Vorzüge des sozialistischen Zukunftstaates. Da fragt sich dann ein jeder, wie wohl in Wirklichkeit ein solcher Staat aussehen würde. Die beste Antwort darauf gibt uns ein schon vor längerer Zeit von dem australischen Journalisten Wilhelm Lane unternommener praktischer Versuch:

Lane war ein glänzend begabter und hochgesinnter Mensch, der nur das Beste für die Arbeiter wollte. Er predigte ihnen in Wort und Schrift mit hinreißender Begeisterung, daß nur das Privateigentum an Armut und Elend, Ungerechtigkeit und Verbrechen schuld sei. Er zeigte seine Begeisterung auch durch die Tat dadurch, daß er selbst 20,000 Mark in die allgemeine Kasse warf. So bewog er im Juli 1893 240 Männer, Frauen und Kinder, ihr gesamtes Hab und Gut zu verkaufen, den Erlös in die Staatskasse zu geben und ihm nach Paraguay in Südamerika, von ihm Neu-Australien genannt, zu folgen. Hier hofften sie den vollen Ertrag ihrer Arbeit und ein sorgenfreies Leben zu finden.

Die Regierung stellte ihnen 450,000 Morgen fruchtbares Acker- und Wiesenland und holzreichen Urwald zur Verfügung. Das Land wurde Gemeingut ebenso wie die Gewerbe, die Wohnungen und die Lebensmittel. Für alle wurde die gleiche Arbeitszeit von acht Stunden festgesetzt. Das Geld wurde abgeschafft und der gemeinsam hervorgebrachte Arbeitsertrag ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Beruf, Fähigkeiten und Leistungen gleichmäßig unter die verschiedenen Mitglieder verteilt. Das erregte Unzufriedenheit und Erbitterung, säte Zwietracht und Mißgunst und förderte Langsamkeit, Faulheit und Mißwirtschaft. Denn bald wollten die meisten nur die leichte Arbeit des Aufsichtführens und Essentragens tun, während sich nur sehr wenige zu der schweren Arbeit des Bäumefällens hergaben. So blieb der Holzreichtum unausgebeutet, das Land verkam, der Ertrag der Ernte nahm ab, Wohnungen und Geräte wurden beschädigt, und bald fehlte es an Lebensmitteln und Kleidung. Der Diebstahl und andere Verbrechen wurden allgemein, zumal als man auch die Religion abschaffte und die Gerichte und die Polizei aufhob. Der Staat erhielt völlige Selbstverwaltung. Nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung wurde das Staatsschiff nur durch Mehrheitsbeschlüsse aller Genossen geleitet. Das kostete viel Zeit und ließ es selten zu schnellen und durchgreifenden Entschlüssen kommen.

Alle diese Zustände führten dazu, daß bereits Ende des Jahres 85 Mitglieder, der Unfreiheit und der schwierigen Lebensbedingungen überdrüssig wieder auswanderten. An ihrer Stelle kamen im Dezember 190 neue Einwanderer hinzu.

Inzwischen hatte Lane eingesehen, daß er sich in seinem Glauben getäuscht hatte, schon die Abschaffung des Privateigentums würde ein Zusammenleben der Menschen in brüderlicher Liebe bewirken. Er erkannte nun, daß eine feste und einheitliche Leitung nötig sei, und riß diese an sich. Doch er nutzte sie so, daß schon bald Willkür, Vergewaltigung und Günstlingswirtschaft überhand nahmen. Besonders die Kritiker seiner Person bestrafte er mit den unangenehmsten Arbeiten. Die Bewohner fühlten sich nicht mehr als selbstbewußte Bürger, sondern als Sklaven, und sahen in ihrem Zukunftsstaat nicht mehr ein Paradies, sondern eine Barbarei. Schließlich wuchs die allgemeine Unzufriedenheit so, daß Lane sein Amt niederlegte und Neu-Australien verließ.

Nach seinem Fortgang wurden die Verhältnisse noch schlimmer. So sah man endlich ein, daß auf dem bisherigen Wege nichts Gutes mehr zu erwarten sei. Die Verfassung wurde geändert, die Genossen durften wieder nach den Ertrag ihrer Arbeit für sich behalten. Jeder erhielt 60 Morgen eigenes Land und schuf sich auf diesem Besitz bald wieder eine auskömmliche Existenz. Dadurch wurde die Quelle von Zwist, Hunger und Verbrechen verstopft und an ihre Stelle trat schon bald wieder Zufriedenheit, Wohlstand und Ordnung.

So erwies sich der kommunistische Staat als ein verhängnisvolles Trugbild. Er täuschte Freiheit vor, hatte aber Abhängigkeit zur Folge. Er versprach Gleichheit, konnte aber die Ungleichheit nicht aus der Welt schaffen. Er spiegelte Brüderlichkeit vor, zog aber Mißgunst, Habsucht und Ungerechtigkeit in ihrem eigenen Gutdünken arbeiten und keit groß.

Und wie der kommunistische Staat in Neu-Australien scheiterte, so führten auch alle andern praktischen Versuche zu einem ähnlichen Mißerfolg. Und sie mußten und müssen zu einem solchen führen, weil sie die natürliche Veranlagung der Menschen verkennen, die nicht alle ein gleich starkes Interesse am Staat und Gemeindewohl haben. Wir sehen es ja auch heute in Rußland wieder: der bolschewistische Staat brachte dem Volke nicht Frieden und Brot, wie er versprach, sondern nur Krieg, Hungersnot und tausendfaches Elend.

Originalberichte des „Courier" über europäische Verhältnisse

Anmerkung: — Soeben hat die Schriftleitung des „Courier" den nachstehend veröffentlichten ersten „Reisebrief" unseres „europäischen Originalberichterstatters" erhalten. Frau A. Eymann, die sich gegenwärtig in Basel in der Schweiz aufhält, hat im Kreise der Courier-Leser viele persönliche Bekannte, dürfte aber wohl allen Lesern unserer Zeitung wenigstens dem Namen nach durch ihre Tätigkeit für die deutschen Kriegsgefangenen, sowie durch ihre Beteiligung an politischer Organisationsarbeit und an der Arbeit der Getreidebauervereinigung bekannt sein. Frau Eymann war von Anfang 1916 bis zum 1. März 1920 als Hilfskraft in der Redaktion des „Courier" tätig.

Im vorigen Monat reiste sie nach Europa und wird fetzt regelmäßig Originalberichte über europäische Verhältnisse für den „Courier" schreiben.

An dieser Stelle werden wir auch Originalberichte über österreichische Fragen und Zustände veröffentlichen, die uns Herr Simon Konrad, Gleisdorf, Niederösterreich, freundlichst zur Verfügung stellt.

Die Schriftltg. des „Courier"

Eine Reise nach Deutschland, die einstweilen in der Schweiz endete

Von Frau A. Eymann

Denjenigen, der an Fügungen einer weisen und gütigen Vorsehung glaubt, muß es mit Dankbarkeit erfüllen, zu erfahren, daß die Tatsache, auf zwei von ihm gewählten Schiffen keine Transportgelegenheit gefunden zu haben, zu seinem schließlichen Heile ausschlug. So ging es mir mit der „Nordam", die nach Holland fuhr und dem „Imperator", der mir als modernes Riesenschiff so verlockend erschien. Heute weiß ich, daß die Reise mich auf unbestimmte Zeit in Holland festgelegt oder mich zu einer weiten Landreise durch Belgien und Frankreich gezwungen, der Imperator aber mir alle Schrecken einer sehr gefahrvollen Reise gebracht hätte. Dieses stolze, ehemals deutsche Schiff, soll, wie mir später von Mitreisenden erzählt wurde, auf offener See große Maschinenschwierigkeiten gehabt, 6 bis 7 Fuß Wasser eingenommen und mehrere Tage auf der Seite gelegen haben. Die Rettungsboote seien, so wurde berichtet, bereits mit Biskuits versehen gewesen und drahtlose Nachrichten nach verschiedenen Schiffen gegangen. Zwar ging ja schließlich alles gut ab, aber vor einer großen Angst bewahrt worden zu sein, besonders wenn man Kinder unter seinem Schutze hat, ist auch ein Segen. Unser kleinerer französischer Dampfer „La Touraine" war wunderbar vom Glücke begünstigt. Tag für Tag ruhige See und meistens sonniger Himmel, sodaß Fälle von Seekrankheit nur ganz vereinzelt auftraten.

Wie uns berichtet wurde, kämpfte 2 oder 3 Tage hinter uns die „Leopoldine" mit schwerem Sturm.

Die Verwaltung des Schiffes inbezug auf Bequemlichkeit und Behaglichkeit der Passagiere ließ reichlich zu wünschen übrig, die Mahlzeiten waren allerdings sehr gut. Aber keinerlei Musik an Bord, keinerlei Fürsorge für Unterhaltung und Zerstreuung der Passagiere, die steif und gelangweilt im Unterhaltungszimmer umhersaßen. Als man eines abends ein Tänzchen dort versuchte, erging sofort ein Verbot. Ein Wohltätigkeitskonzert für Seemannswaisen — es brachte 7000 Franken ein — endete mit einem sehr verfehlten Tanz auf Deck.

Kein geeigneter Raum für Kinder bei schlechtem Wetter oder zum Zwecke eines harmlos stillen Spielens. Der Reisende findet sich aber, wenn er einigermaßen gemütlich veranlagt ist, mit kleinen Mißlichkeiten ab, sofern er nur angenehme Gesellschaft findet. Und die fanden wir, auf Deck wie am Tisch. Besonders die Jugend schloß rasch Freundschaft mit ihresgleichen, wie mit einzelnen Erwachsenen, die eine besondere Vorliebe für sie hatten.

Ein buntes Gemisch von Rassen und Nationalitäten war unter den Mitreisenden zu finden: weiße, gelbe und afrikanische Rasse, Franzosen, Amerikaner, Deusche, Rumänen, Schweizer, Böhmen usw. Ein fünfmonatliches allerliebstes Japanesenbaby mit dunklen Mandelaugen, das eine Geigenkünstlerin französisch-japanischer Rasse zur Mutter hatte, mag wohl der jüngste Mitreisende gewesen sein.

Am Abend des 19. März fuhren wir in Le Havre ein, wurden aber erst am andern Morgen ausgeschifft. Fahrkarten nach Paris wurden an solche, die sie nicht schon in New York erstanden hatten, auf dem Schiffe verkauft. Ein Vormittagsextrazug brachte uns nach Paris. Die Fahrt dahin war herzerquickend. Frisches saftiges Frühlingsgrün, blühende Obstbäume, wohlbestellte Felder und Gärten.

Am Abend unserer Ankunft in Havre erreichte uns die erste Nachricht von der in Deutschland ausgebrochenen Revolution. Gewiß keine Himmelsbotschaft, doch glaubte man die Sache noch nicht allzuernst nehmen zu dürfen. Einstweilen versuchte ich an meinem Reiseplan: Paris-Mainz festzuhalten, aber nicht mehr von dem Augenblicke an, als mir bei Cook & Sons in Paris der Bescheid wurde, es bedürfe einer Beschei nigung meines Hotels, die ich bei der Polizei des Stadtbezirkes, in dem ich wohne, vorzeigen müsse, sowie 5 Photographien und besonderer Erlaubnis, in's besetzte Gebiet reisen zu dürfen. Ich sah mich im Geiste schon argwöhnisch als Spionin betrachtet, und mir verging die Lust. Nun blieb also die Schweiz als Ausweg.

Da wir Samstag nachmittags in Paris ankamen und man auf keinem Konsulate mehr etwas ausrichten konnte, nützte der Sonntag in Paris verbracht werden. Er gab mir Gelegenheit, in Begleitung einer mir vom Schiff bekannten Dame, die nach Spanien reiste, einige der größten Sehenswürdigkeiten dieser Weltstadt kennen zu lernen: Den Louvres, die Notre-Dame-Kirche, den Garten der Tuilerien, die Alexanderbrücke u. a. Alles lag im lachenden Sonnenschein eines milden Frühlingstages.

Paris ist eine an prächtiger Architektur reiche Stadt. Das Straßenleben in den Geschäftsteilen ist für den Fremden stellenweise geradezu verwirrend, das Ueberschreiten der Straßen besonders mit Kindern, ein Problem. Jeder rennt um sein Leben, denn jeder ist für dasselbe, wie man mir sagte, allein verantwortlich.

Mit Hilfe eines Führers, der uns sehr gründlich aussog, gelang es mir und einer Dame, die ebenfalls nach Basel reiste, am Montag unsere Paßangelegenheiten beim Schweizer Konsulat zu erledigen, und alle Vorbereitungen zur Ausreise mit dem Abendzug zu treffen. Der Fahrkartenerwerb war sehr kompliziert, erforderte genaue Kenntnis der Verhältnisse und ein gut Teil besonderer Gerissenheit unseres Führers, vor allem aber erforderte er gründliche Trinkgelder. Auch der Transport des Gepäckes von einem Bahnhof (St. Lazare) zum andern (Gare de l'Est) war umständlich und kostspielig. Der ganze Spaß kostete uns etwa folgendes pro Person: Droschken, 10 Franken; Omnibus mit Kofferbeförderung: 25; Trinkgelder: 20; Handgepäck zum Zug, 3.50; Führer, 53.50; zusammen, 112.00 Franken.

Aber endlich saßen wir denn glücklich im Zug, froh, dem Lärm der Weltstadt zu entfliehen und der lieblichen Schweiz zuzueilen. Am Morgen allerdings gab es bei der Ankunft in dem französischen Grenzort Delle noch eine unliebsame Ueberraschung. Drei andere Opfer teilten mit mir das Los, nach Belfort zurückgeschickt zu werden, um ein mangelndes Paßvisa bei der dortigen Polizei einzuholen. Die Erlaubnis, Frankreich verlassen zu dürfen, Niemand hatte uns vorher von der Notwendigkeit dieser Erlaubnis etwas gesagt. Einer der Betroffenen, der mit Frau und Kind reiste, verlor seine Schlafwagengebühren bis Prag auf diese Weise. Es mag ihm wohl ersetzt werden, aber immerhin eine unangenehme Sache. Aehnliche Dinge sollen öfters vorkommen. Es ist eben mit dem Reisen zur gegenwärtigen Zeit eine Menge „Red Tape" verbunden. So herrscht an der französischen Grenze die Bestimmung, daß nicht mehr als 1000 Franks über die Grenze genommen werden dürfen. Alles Darübergehende muß in Delle deponiert, und kann dann auf dem Bankwege gezogen werden. Frankreich will auf diese Weise die Ausfuhr seines Geldes ins Ausland kontrollieren. Für Personen, die mit Kindern reisen, wird aber entsprechend mehr erlaubt. Bei meiner Geldkontrolle geschah ein kleiner ganz freundlicher Zwischenfall. Der äußerst feine und höfliche Kontrollbeamte fand in meinem Portemonnaie eine „Canadian Thriftstamp", besah sie sehr interessiert und bat mich, sie ihm zu überlassen, was ich ganz gerne tat. Einen höflichen Kontrollbeamten zu finden, ist nämlich ein Segen und muß gebührend geschätzt werden.

Vor allem wird bei dieser Gelegenheit nach Besitz von Gold gefragt.

Handgepäck wurde kaum besichtigt, die großen Koffer gingen glatt bis Basel durch. Die Schweizer waren von allen am genauesten, indem sie von meinen 4 Koffern drei öffneten, mich aber doch ungerupft durchließen. Der Paß wurde natürlich auch hier wieder genauestens auf seine Richtigkeit geprüft. Man atmet unwillkürlich immer auf, wenn es aus den Händen des kritischen Beamten als gnädigst gut befunden zurückkehrt. Meine Leidensgefährtin bei der Rückfendung nach Belfort flüsterte mir bei der Schweizer Paßkontrolle zu: „I have heart trouble". Ein wahres Hangen und Bangen in schwebender Pein!

Unsere unfreiwillige Rückreise nach Belfort hatte uns Gelegenheit gegeben, einen Nachmittag dort zu verbringen und diese hübsche Stadt zu besichtigen. Besonders ins Auge fallend ist ein mächtiger, in Sandstein gehauener Löwe, der sich an einen Teil der Befestigungswerke anlehnt, der sog. „Löwe von Belfort", hergestellt zur Erinnerung an die Verteidigung der Festung im Kriege 1870—71.

In Basel angekommen, trafen mich vermehrte Nachrichten von den Unruhen in Deutschland, sowie sehr beunruhigende Mitteilungen über die deutschen Nahrungsverhältnisse. Dies vereinigt veranlaßte mich, einstweilen die Grenze nicht zu überschreiten, besonders mit Rücksicht auf die Kinder. Eine Engländerin, die in Deutschland gereist war, schilderte mir den jammervollen Anblick der deutschen unterernährten Kinder und erklärte, sie habe ihre Reise abgekürzt, da der Jammer sie zu sehr angegriffen habe. Was die Unruhen anbetrifft, so ist nach mündlichen wie auch nach schriftlichen Berichten seitens meiner Verwandten Süddeutschland alles ruhig und friedlich. Dort haben sich vorwiegend aus Studentenkreisen freiwillige Hilfskorps gebildet, um in den bedrängten Teilen des Ruhrgebietes gegen die Kommunisten zu kämpfen.

Oesterreichs Kanzler vom Papst empfangen

Rom. — Der österreichische Kanzler, Dr. Karl Renner, wurde kürzlich von Papst Benedikt in Privat-Audienz empfangen. Der Papst legte großes Interesse für die derzeitigen Zustände in Oesterreich an den Tag, besonders auch über die Ernährung der Kinder. Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die zur Versorgung von Oesterreich nach Italien gebrachten Kleinen sich zusehends erholen.

Tief ergriffen dankte Dr. Renner dem Papst für die Teilnahme an dem Wohlergehen der Kinder Mitteleuropas und erklärte, viele derselben seien durch das Dazwischentreten des Pontifex dem sicheren Tod entrissen worden.

Premier Nitti und der österreichische Kanzler Renner verhandelten über verschiedene Fragen, als da sind Finanzen, Rohmaterialien und die Versorgung Oesterreichs mit Lebensmitteln. Der italienische Premier versicherte dem Kanzler, Italien wünsche die baldige Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen mit Oesterreich, so daß dieses in den Stand gesetzt werde, sich wirtschaftlich wieder zu entwickeln.

Der deutsch-katholische Volksverein sammelt für die Notleidenden in Mitteleuropa

Auf Wunsch veröffentlichen wir gerne einen Aufruf, den die Generalleitung des „Volksvereins deutsch-canadischer Katholiken" an alle Katholiken und Mitglieder des Volksvereins erlassen hat, und in dem sie um eine tatkräftige Unterstützung Aller ersucht, um den Notleidenden in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Rußland, und allen anderen mitteleuropäischen Staaten zu helfen. Irgendwelche Gaben werden gerne angenommen. Der hochwürdige Pater Böning von Regina teilte uns auch mit, daß Gaben an alle Notleidenden ohne Unterschied der Konfession verteilt werden. Wo die Not am größten, da wird eben geholfen.

Der Aufruf lautet:

„Die Generalleitung des Volksvereins hat vier Hauptsammelstellen für Gaben für die europäischen Notleidenden gegründet.

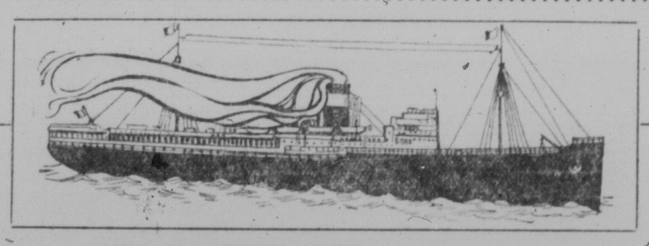
Erste Sammelstelle: Rev. Father P. Hilland, O. M. I., Relief Committee, 191 College Ave., St. Joseph's Church, Winnipeg, Man.

Zweite Sammelstelle: Mr. F. P. Ludwig, Relief Committee, Bruno, Sask.

Dritte Sammelstelle: Rev. Father Krist, O. M. I., Relief Committee, Leipzig, Sask.

Vierte Sammelstelle: Rev. Father Boening, O. M. I., Relief Committee, St. Mary's R. C. Church, Regina, Sask.

Dieses sind die Hauptsammelstellen, an welche alle Gaben, sei es an Geld oder Waren, geschickt werden sollen. Das sind die Sammelstellen der Gaben der deutsch-katholischen oder irgend welcher katholischen Bevölkerung. Ohne Zweifel ist die Gabe irgend eines guten Herzens willkommen, aber wir wollen, daß die katholischen Gaben durch den Volksverein gehen, der mit der Regierung und mit den europäischen Bischöfen in Verhandlung steht, daß die Gaben an den richtigen Platz kommen. Die Generalleitung wird die Weiterbeförderung an die Notleidenden von den Hauptsammelstellen aus leiten. Doch möchten wir hier die Ortsgruppen tätig sehen. Jede Ortsgruppe sollte eine Sammelstelle haben und entweder die Generalleitung davon in Kenntnis setzen oder als Agentur für die Hauptsammelstellen handeln. Wir ersuchen deshalb die Ortsgruppen, sich sofort zu betätigen. Die Not ist herzerreißend! Hier soll der Volksverein zeigen, daß er lebt. Schaucht, was unsere Glaubens- und Stammesbrüder in den Ver. Staaten geleistet haben!"



Schiffskarten

nach und von Europa werden jetzt zu den billigsten Preisen verkauft

Geldsendungen

per Scheck, Money Order oder Kabel nach Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Rumänien, Czechs-Slovakia Jugo-Slavia, Bosnien, Herzegowina und Serbien, wurden durch uns zu den niedrigsten, laufenden Tages-Raten befördert.

Wir besorgen für Sie einen Bankverkehr mit der alten Heimat, fragt um weitere Information.

Food Drafts

oder Anweisungen auf Lebensmittel für Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Tschecho-Slowakia an Ihre Angehörigen oder Freunde.

Diese Scheine zum Nennwerte von $10, bezw. $50 amerikanischer Geldwertung sind nun auch bei uns in Canada zu haben. Canadische Geldwertung $11, bezw. $55.

M. HOFFMAN — A. F. SCHIMNOWSKI

THE DOMINION TICKET & FINANCIAL CORPORATION LIMITED

Established 1910 — **Bankers, Rail & Steamship Agents** — Incorporated 1918

Authorised Capital $300,000.00 — Total Assets exceed $570,000.00

676 Main Street — **Winnipeg, Man.**